

Nicolai Ludwig

KNOTEN

Geschichten von Schuld, Liebe und Tod,
angelehnt an tatsächliche Geschehnisse



SPICA
VERLAG GMBH



www.spica-verlag.de

© Spica Verlag GmbH
1. Auflage, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Autor: Nicolai Ludwig
Für den Inhalt des Werkes zeichnet der Autor selbst verantwortlich.
Die Handlung und deren Personen spielen in Anlehnung an tatsächliche Gescheh-
nisse. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären zufällig und unbeabsichtigt.

Gesamtherstellung: Spica Verlag GmbH

Printed in Europe
ISBN 978-3-98503-164-1

INHALT

KNOTEN DER SCHULD

Die Überzeugung von eigener Schuld trägt man in sich,
bis es gelingt, diesen Knoten zu lösen.

Das Mädchen vom Haff (Erzählung)	7
Kapitel 1 Schuld	7
Kapitel 2 Sorge	19
Kapitel 3 Pustebume	29
Kapitel 4 Glückskatze	36
Kapitel 5 Bernsteinamulett	46
Kapitel 6 Das Göttliche	51
Kapitel 7 Der Weg „Mutter“	66
Kapitel 8 Schneeglöckchen	71
Kapitel 9 Morsen	83

LIEBESKNOTEN

Wie ein Zeichen steht er für das Band
von Liebe und Verbundenheit.

Die Liebe zeigt sich als eine Weberin der Farben

Buchstabiere, Liebe (In Gedichten erzählt.)	89
--	----

TODESKNOTEN UND LIEBESKNOTEN

Gewalt und Liebe winden sich zur Fessel umeinander.

Knoten (Erzählung)	111
---------------------------	-----

KNOTEN DER UNENDLICHKEIT

In Frieden lösen sich die Fäden des Lebens.

Abschied (In Gedichten und einem Brief erzählt.)	153
---	-----

KNOTEN DER SCHULD

Die Überzeugung von eigener Schuld
trägt man in sich,
bis es gelingt,
diesen Knoten zu lösen.

Das Mädchen vom Haff

(Erzählung)

Kapitel 1 Schuld

„Bloß noch zweimal hinfallen Lena, dann bin ich in unserem Hafen am Haff“, sagte ich mir an diesem Sonnenmorgen. Die Luft war schon aprilwarm und fühlte sich im Gesicht nach Sommer an.

Ganz früh waren wir in den Frühlingstag aufgebrochen. Mit unseren Drahteseln bogen Opa und ich von der Uferstraße in die Zufahrt zum Hafen. Hier kannte ich alles auswendig.

Doch dass ihr Kreuz mit dem Weg der Uferpromenade bunt war, das sehe ich heute zum ersten Mal! Grau läuft das Pflaster zwischen den roten Steinen der Fußwege an beiden Seiten auf die großen gelben Steinkaros der Promenade zu. Kleiner und heller neigt es sich dahinter mit den Uferwiesen zum Haff. – Bis dahin, wo die Wellen stranden. Hier wird es vom Braungrün der Holzpier abgelöst.

„Gauden Morgen, Vadder Hein“ (Guten Morgen, Vater Hein), rief ich, bremste als Erste scharf vor seinem Schiff und sprang vom Rad.

Alle Kinder von hier nennen den alten Fischer so. Sein roter Kutter lag wie immer am ersten Platz der Pier. „Dach, Hein“ (Tag, Hein), kam hinter mir mit einem Klingeln von Opa. Der Fischer stand im Bug und war mit dem Netz zugange. Er drehte sich zu uns um und nickte. Ich lehnte mein Fahrrad längsseits gegen den Eisentisch, den Vadder Hein zum Fischeverkaufen benutzte. Davor waren leere, orange leuchtende Fischkisten umgedreht aufgestapelt. Auf die setzte ich mich. Von da oben überblickte ich den Hafen.

Auf dem Deck von Heins Kutter stand der Holzkasten für die Fische voller Heringe. Ihretwegen waren wir heute ganz früh rübergeradelt. Es sollte zu Mittag Brathering geben. Schön in Mehl gewälzt schmecken die frisch aus der Pfanne am besten. Da brauche ich nicks dor tau (nichts dazu). Opa briet sie auf dem Grill in einer großen, schweren Eisenpfanne, wiel dat süss in't ganze Hus dorna rök (weil das sonst im ganzen Haus danach riecht).

„Dach, Lena. Dach, Fiete“, kam der Fischer nun zu uns rüber. Dabei legte er zwei Finger an die Mütze. Von der Bordwand klappte Vadder Hein eine Tischplatte hoch.

Seit dem letzten Mal war es noch mehr ein weißer Bart, aus dem mich hellblaue Augen anlächelten. Sie lagen unter dem Schirm der Schiffermütze.

„Die dicke rote Nase muss ohne diesen Schutz auskommen“, dachte ich. Und der alte Fischer ist immer noch größer und breiter als Opa, nicht ein bisschen geht er krumm.

Dass er mich mochte, spürte ich, durch seine Art nicht darüber zu reden. Trotzdem traute ich mich nicht einfach so, ihn etwas zu fragen oder mit ihm zu schnacken (schwätzen). Ich glaube, es lag daran, meine Phantasie stellte sich vor, wenn es den Meeresgott Neptun wirklich gab, müsste er so aussehen. Opa lehnte an einem der dicken Pfähle, der die Leinen des Kutters festhielt. Vadder Hein und er unterhielten sich.

Plattdüütsche Wuurtstücke (Plattdeutsche Wortstücke) kamen bei mir an.

Meine Augen folgten den Holzplanken der Pier und den Spalten dazwischen. Wie auf einer Leiter kletterten sie weiter, bis auf den Anlegesteg der Segler. Links und rechts davon lagen die Jachten wie Gräten. Am Ende war ein Breiterer quergebaut. Der bildete die Schwanzflosse an diesem riesigen Fischgerippe. Dort lagen manchmal größere Schiffe. Der Kopf war hier, wo ich saß, der rote Kutter von Hein. Dieses Bild hatte meine Phantasie zum ersten Mal gefunden. Das war in dem Jahr, als ich zur Schule kam. Vor fünf, nein sechs Jahren. An solch einem Frühlings-sonnenmorgen wie heute, wenige Tage vor meinem sechsten Geburtstag. Gott sei Dank lagen da gerade die schlimmen Sachen hinter mir, mein Aufenthalt in der Klinik und die Zeit davor. Ich saß mit Opa, nein, Opa und ich saßen, muss das heißen, hier auf der Kaikante, am Liegeplatz des roten Kutters. Ich vertellte (erzählte) ihm alles, womit sich mein Kopf herumgeschlagen hatte, was ich in den Monaten vor dem Krankenhaus und dann dort fühlte. Er und ich schaufelten diese Zeit danach um, wie es dazu kommen konnte, dass mein Körper aufgegeben hatte. Das ging hier besser, als wenn ich zu Hause saß. Wir ließen die Beine baumeln und schauten übers Wasser bis zum Horizont. Da konnte ich reden. Das hatte ich schon vorher tun wollen. Doch es ging nicht. Ich war mir vorgekommen wie die Kinder in dem Film im Fernsehen. In einem Bergwerk traten sie ein Laufrad. Das förderte Körbe voller Kohle hinauf ins Sonnenlicht. Aber selbst kamen sie nicht vorwärts, blieben im Finstern, so viel sie auch liefen. Das sperrte mich in mir ein.

Auf der Suche nach dem Grätenmuster schafften es die schwarzen Gedanken nicht, mich einzuholen. Diese Jagd wurde mein Heißhunger. Mit ihm lernte ich, das Dunkel auszuknipsen. Irgendwann wurde daraus ein Spiel, wie heute.

Wieder war die Zeit der aufspringenden Knospen. Ostern. Dann bei Opa zu Besuch zu sein, war Tradition. Seit dem Damals. Lange und häufig blieb ich danach Gast in seinem Haus. Heute wohnte ich nur noch dann und wann bei ihm. Außer in den Ferien. Unser Erzählplatz wurde mein Lieblingsort im Hafen, der Merktzettel für diese Erinnerungen. Und der rote Kutter war der Knopf des Darandenkens im Kopf. Ich drückte ihn.

In meinem Kindergartenvorschuljahr stand am Ende des Sommers endlich fest, mein Zimmer war zu klein für das große Bett und einen Schreibtisch. Deshalb fuhren Papa und Oma eine größere Wohnung besichtigen. Als sie an einer Baustellenampel halten mussten, fuhr ein Lkw auf sie auf. Beide sollen sofort tot gewesen sein.

Wann vergisst das Herz die Erinnerung? Aber das wollte ich gar nicht. Nur weh tun sollte sie nicht.

Seit dem Unfall hatte ich außer Ma und Opa niemanden mehr. Wenn ich mich an sie erinnern wollte, wirbelte vor meinen Augen ein dunkler Wasserstrudel. Der war nicht von einer Schiffsschraube. Das kannte ich. Je länger ich in ihn hineinsah, desto schneller drehte er, wurde zu einem Trichter, der mich mit sich ziehen wollte. Das Schlimmste daran war, ich fühlte mich wieder schuldig.

Ich konzentrierte meine Gedanken auf die Stege der Segler. Doch das Bild des Fischgerippes kam heute nicht zustande. Die großen Grätenlücken störten. Vielleicht lag es aber auch an dem, das sich festsetzte in meinem Kopf: Wann hatte meine Angst um Oma angefangen?

Das war auf unserer ersten großen Tour mit meinem Fahrrad, circa ein Jahr davor. Oma, Opa und ich befanden uns auf dem Heimweg zurück ins Dorf. Wir fuhren mit den Rädern den Damm am Haff entlang. An einer Stelle hatten die Sturmwellen herumgefressen, ein breites Loch in den Weg. Die Erde

ging gerade runter wie die Klippen an der Steilküste. Nur zwei Schritte blieben Platz. Langsam radelte ich in einem Bogen. Dabei konnte ich hinuntersehen. „Puhh! Zum Glück, bin ich nicht runtergefallen.“ Der Abgrund ging tiefer, als Opa mit hochgestreckten Armen groß ist. Hinter mir hörte ich plötzlich Omas Schrei. Ich hielt an und drehte mich um. Oma war verschwunden, und Opa sprang die Böschung runter. Ich ließ mein Rad fallen und rannte zurück. Da sah ich sie auf dem Strand. Oma saß stocksteif. Opa kroch im Sand auf den Knien um sie herum. Er betastete Oma überall. Als ich näherkam, verstand ich, was er rief:

„Tut dir was weh, tut dir was weh ...?“ – Eine kaputte Schallplatte.

Oma antwortete nicht. Wie ich den Abhang runtergekommen war, weiß ich nicht mehr. So schnell stürzte ich zu Oma. Ihr Gesicht war weiß. Die Schultern hingen, und der Mund stand offen. Ich schlang meine Arme um sie. Erst jetzt sah ich, dass sie ganz dicht neben großen Steinen saß. Auf denen lag ihr Fahrrad. Nun schrie ich: „Omi, Omi, was ist mit dir?“

Oma japste nach Luft. Meine Arme drückten sie wohl zu doll um den Hals. Vielleicht war sie auch nur aus dem Schreck aufgewacht. Als ich losließ, hatten wir nasse Gesichter. Ich wusste nicht, ob es meine oder unsere Tränen waren. Warum hatte ich nicht Bescheid gesagt? Dann wäre das nie passiert! Aber ich kam doch so gut an der abgebrochenen Stelle vorbei.

Wegen Omas Sturz gab es keine Vorwürfe. Nur als Opa und ich zu Hause die Räder wegstellten, machte er die Bemerkung: „Ich vergaß, dir zu sagen, wer vorne ist, muss die anderen vor Gefahren warnen.“

Eigentlich weiß ich das selber, denn deshalb reiten in Indianerfilmen auch welche vorn. Damit begann das Gefühl, schuldig zu sein, sich in mich einzuschleichen.

Oma war zum Glück nichts passiert. An ihrem Fahrrad hatte nur der Lenker was abgekrigelt. Opa war als Letzter gefahren. Er erzählte, Oma kippte plötzlich zur Seite. Oma sagte, sie habe das Loch in der Böschung zu spät entdeckt, sich erschrocken und dabei das Gleichgewicht verloren. Seit damals trugen beide auch einen Fahrradhelm. Dieses Sturzerlebnis war nach dem Unfall mein Schutzschild, weil, verrückt, in ihm hatte ich von Oma ein Bild. Ihr blasses Gesicht vom Unglücksdamm hielt mich vor dem Abgrund des finsternen Strudels, aus dem es Schuld, Schuld, Schuld ... zu mir heraufrief. Wenn andere Kinder von ihren Papas erzählten oder die Oma sie abholte, war der schwindlige Kreisel da. Dann hoffte ich, dass mir das keiner ansah. Omas Schrei auf dem Damm kurbelte diese Rufe. Sie knallten mir an die Brust, klammerten sich immer öfter dort fest. Nachts wachte ich davon manchmal klitschnass auf. Verfolgte mich das am Tag, musste ich zum Schluss stehen bleiben, mich irgendwo festhalten, bis alles verschwand.

Auch Mama litt. Kamen wir zum Beispiel im Auto an einer Baustelle vorbei, saß sie ganz steif, die Arme durchgedrückt und ihre Hände pressten das Lenkrad, bis die Knöchel weiß wurden.

„Das Fenster steht offen, es muss zur See hin gehen“, hatte ich in meinem Einzelzimmer der Klinik überlegt. Nase und Ohren waren meine Augen. Ich entdeckte Dinge, obwohl ich sie nicht sah, nicht die kleinste Bewegung machen konnte. – Ein Märchen mit verkehrter Tarnkappe.

Einen schönen Tag konnte ich da draußen riechen. Die Luft duftete nach Salz und den Nadeln der Kiefern bäume. Als es im Haus still wurde, hörte ich das Rauschen des Meeres.

Erst am Morgen war ich ganz schnell aus dem Zimmer mit den anderen Kindern nach hierher „verlegt“ worden. – So heißt das im Krankenhaus, wenn man woanders hinkommt.

Warum, das wusste ich nicht genau. Etwas hatte ich aufgeschnappt, als der Doktor mit Mama auf den Flur ging: „Das Immunsystem Ihrer Tochter ist zusammengebrochen. Wir haben sie in ein künstliches Koma versetzt.“ Innerlich nickte ich. Mama weinte dann lange an meinem Bett. Ich konnte sie nicht trösten, nicht einmal ihre Hand drücken. Dabei konzentrierte ich mich so. An meinem ersten Tag in der Klinik fragte ich jede Schwester aus. Die Antwort der Kinder, die über Schläuche oder mit Leitungen an Geräte angeschlossen waren, genügte mir nicht. Solche Dinge hatte ich noch nie gesehen. Nun ließ mich nicht los, dass ich das leise „Klick-Piep“ dieser Apparate um mich herum hörte und spürte, an ihnen zu hängen. Ob das nicht schlimm ist? Werde ich nie wieder aufwachen? Dumm daran war, in meinem Zustand konnte ich darüber mit niemandem reden. Eigentlich ging es dabei nicht so sehr um mich, sondern, wegen Mama und Opa, weil die sich solche Sorgen um mich machten. Ob die wussten, dass ich alles mitkriege, außer wenn ich schlief? Ich hoffte, sie ahnten das. Trotzdem erzählte mir keiner, wie es weiterging. Danach wartete ich. Ik taufte up Opi. (Ich wartete auf Opi.) Langweilig, alles zuppelte in mir. Ungefähr so, als ob ich an einem Faden meiner Jacke zog. War der endlich ab, störte mich die aufgetrieselte Naht nicht mehr. Oder? Jedenfalls, dann mit dem Denken an Opas Lukullustorte, ging das alles weg. Es ist der einzige Kuchen, den er kann. Wir hatten ihn das erste Mal zusammen gemacht. Eigentlich ging der ganz einfach. Nur das dauernde Rühren und die lange Geduld waren anstrengend. Das heiße Fett musste fast tröpfchenweise in die warme Schokolade gerührt werden. Nach einem Versuch überließ ich das Opa. Ich hielt lieber die Schüssel. Spaß machte mir dann, die Kekse wie Bausteine in die Kuchenform zu legen. Opa goss über jede Schicht Schokolade. Mit einem Finger drückte ich sie hinein.

Bei seinem Besuch am ersten Krankenhaustag brachte Opa den Rest der Torte mit. Den schnitt er mit dem Klappmesser in drei einigermaßen gleich große Teile. Ich hatte beobachtet, wenn Opa an Bord eines Schiffes ging, befestigte er am Griff seines Messers eine Schnur und das andere Ende mit einem Seemannsknoten am Gürtel. In unserer Lieblingskaufhalle waren wir gerade auf dem Weg nach draußen, da begann er die Geschichte mit einem Seemannsschnack: „Eine Hand für dich und eine Hand fürs Schiff. Das ist die wichtigste Regel auf See. Dann geht kein Mann über Bord und kein Schiff auf Grund.“

Seine Hand packte das dicke Rohr des Fahrradständers neben dem Eingang. „Du hältst dich an der Reling fest. Die andere hast du frei, um das Tauwerk durchzuschneiden, in das du dich bei schwerer See an Deck verheddert hast.“ Dabei verdrehte Opa einen Fuß so, als ob der in einer Schlinge feststeckte. Breitbeinig war er hin und her geschwankt und machte ein verkniffenes Gesicht. Das sollte mir wohl seine Konzentration unter Schmerzen zeigen. Ich sah nun, dass Opa das Messer vom Gürtel abzog. Es verschwand in seiner Hand.

So geborgen lag meine in der Schaufelpranke, wenn wir uns anfassten, auch heute noch. Im Krankenbett hatte ich an dieser Vertellstelle (Erzählstelle) von ihm meine in seiner liegen.

Heute, auf dem Kistenplatz im Hafen, war mir ganz warm geworden. Das Herz tickte, den Arm hoch, nach dem Rücken rauf, vorn runter durch Bauch, Beine, zu den Zehen. Huh, ich musste erst mal tief durchatmen. Fix kam ich wieder „an Deck“, um das mit Opas Worten zu sagen, was nur hieß, mit klarem Kopf bei einer Sache zu sein.

Also, in seiner halb geöffneten Hand lag der Daumen auf dem kleinen Knopf im Griff. „Bipus“ nannte er den. Dinge, für die Opa auf die Schnelle kein Wort fand, hießen bei ihm so. Ihn

schob er nach vorn. Die Klinge wuchs aus der Hand. Opa beugte sich vor. Seine Stimme war anders geworden, aufgeregter.

Schaffte er es, das Tau durchzuschneiden, hatte Opa Zeit, die Luke zum unteren Deck zu verstärken. Ansonsten würden die wütenden Wellen sie leckschlagen. Legte sich das Schiff in schwerer See auf die Seite, brauchte er beide Hände, um nicht den Halt zu verlieren. Dann verhinderte die Schnur am Gürtel, dass sein wichtigstes Werkzeug über Bord ging. So ungefähr wie Opas Geschichte tau Enn gan. (So ungefähr war Opas Geschichte zu Ende gegangen.) Zwischendurch hatte ich ihm immer wieder in die Augen gesehen. Wenn, denn wie sie nur ein Büschen geflunkert. (Wenn, dann war sie nur ein bisschen geschwindelt.) Opas mitgebrachte Kekstorte ...

Sie hatte mir Paula und Tom, meine zwei Zimmerkameraden, in die Gedanken geredet.

Mit dem Stück Kuchen hatten Opa und ich Ihnen eine Freude machen können. Beide waren ganz in Ordnung. Wenn ich länger mit ihnen auf einem Zimmer gewesen wäre, hätten wir uns bestimmt angefreundet. Ich wunderte mich, dass sie keine Haare hatten. Paula erzählte mir von ihrer Krebskrankheit. Das vierte Bett war leer. Als Tom meinen Blick darauf sah, sagte er nur: „Oliver, der ist letzte Woche daran gestorben.“ Ich hatte nichts darauf sagen können. Mein Mund war ganz trocken gewesen. Nur ein Gefühl war in mir drin: Ich bin echt gut dran, weil, bei mir ist es nicht Krebs. Mit dem Stück Kuchen konnten Opa und ich ihnen eine Freude machen. An dem Tag, als ich in die Klinik eingeliefert wurde, hatte ich noch im Rettungswagen eine Spritze bekommen. Danach ging es mir allmählich besser. Auch wenn die Bauchschmerzen geblieben waren. In meinem Extrazimmer auf der Intensivstation wusste ich nun gar nichts mehr. Schmerzen hatte ich keine. Paula und Tom ... Nein. Ich durfte nicht daran denken. „Nur an Schönes, nur an Schönes“, fielen mir Mamas Worte ein. Opas „Gestreiften Affen“, wie

manche lustigerweise zur Lukullustorte sagen, steckte mir jetzt das Fahrstuhlgeräusch ins Ohr.

Danach war es im Krankenhaus wieder still. Bis jemand leise eintrat. Vor ihrem „Hallo“ erkannte ich Schwester Berta am Parfüm. – Es roch fast so gut wie Mamas. Ihre Stimme klang immer fröhlich. Der zweite Gruß, „Guten Tag“, galt Opa. Sein Nickköppen (Kopfnicken) schaukelte mein Bett. Er verband das Grüßen immer mit einer kleinen Verbeugung. Es war die leise Art von ihm, nicht unnötig zu plappern. Die Schwester strich mir über mein Haar. Ich fand es nett, dass sie mich streichelte, obwohl ich für sie eine Fremde war. – Das reimt sich ja.

An meinem dritten Tag in der Klinik hatte der Professor bei der Morgenvisite gesagt, er wolle mich langsam aus dem Koma zurückholen. An meinem Bett redete er mit der Oberschwester und anderen Ärzten darüber. Einige Stimmen kannte ich, und die Namen dazu.

Irgendwann am Vormittag war ich dann mit den Maschinen um mich herum allein. Ganz ruhig lag ich, die Augen zu. Am liebsten wäre ich aufgestanden und losgegangen. Ich wollte spüren, dass ich lebte. Eine leise Stimme gab mir die Kraft, die Augen endlich zu öffnen, ohne mich zu erschrecken. „Guten Morgen, junges Fräulein.“ Der weiche Klang steckte in einem schwarzen Anzug mit Stehkragen und stand am Fußende meines Bettes. Aus Schlitzaugen funkelten mich dunkle Pupillenperlen an. Ich dachte sofort an eine Katze. Ich glaube, es lag an dem Lächeln in dem braungelben, runden Gesicht, dass ich mich nicht fürchtete. Der schmale Mund verriet mir den Namen des kleinen Mannes, „Li Jing“, und was die Ärzte über meine Krankheit herausgefunden hatten. „Die Verkrampfung in dir hat sich auf deine Atmung gelegt.“

Er, Li, ich durfte ihn so nennen, wollte mir helfen, das wieder in Ordnung zu bringen.